

Der Einfluss der französischen Refugianten auf die Kultur Basels

Autor(en): Fanny Stamm

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1934

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/6dfc82f6-33ec-40a7-ac66-17a431108f69>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Der Einfluß der französischen Refugianten auf die Kultur Basels.

Von Fanny Stamm.

Im Winter des Jahres 1862 schloß Dr. Ludwig August Burckhardt seinen in der historischen Gesellschaft gehaltenen Vortrag über die französischen Religionsflüchtlinge mit den Worten: „Noch bleibt uns eine Frage übrig, deren Beantwortung der interessanteste Teil meines Vortrages wäre; es ist aber auch der schwierigste. Welchen Einfluß haben diese französischen Religionsflüchtlinge auf unsere Stadt gehabt, auf ihren Gewerbefleiß, den Handel, die Sitten, den Bildungszustand?“ — Inzwischen hat Dr. Traugott Geering in seinem Werk „Handel und Industrie der Stadt Basel“ die meisten dieser Fragen in mustergültiger Weise beantwortet, sodaß eigentlich nur noch diejenige des Einflusses der Refugianten auf die Kultur offen bleibt, eine Frage, die zu beantworten schwer hält, weil uns nur spärliche Berichte und Notizen zur Verfügung stehen, aus denen zu ersehen wäre, wie weit die in Basel eingewanderten Fremden sich zu behaupten verstanden oder sich stillschweigend assimilierten.

Zunächst einmal wurden sie von den Bürgern nichts weniger als freundlich empfangen. Schon im Jahre 1546, nach dem Eintreffen der ersten italienischen Flüchtlinge, beschloß der Rat, daß man keine Welschen mehr zu Bürgern oder Hintersassen annehme. „Man solle sie hinfort glatt fürweisen und in der Stadt nit dulden. Männiglich soll die Seinen, es seien Töchter oder Witt-

wen, mahnen, daß sie keinen Welschen heiraten. Sonst wird eine solche sampt ihrem welschen Mann von Stadt und Land weggeschickt werden.“ Doch behielt sich der Rat Ausnahmen vor. „Falls es sich zutragen sollte, daß etwan ein welscher Reicher oder kunstreicher Mann zu uns zu ziehen begehrt, von welchem die Stadt Nutzen und Ehre hätte, oder der um seiner Kunst willen, hier nöthig sein würde, in solchen Fällen werde der Rath jederzeit vorbehalten, zu thun oder zu unterlassen, was ihn bedünkt der Stadt Nutzen und Ehre zu sein.“ Diese Erkenntnis wurde in den folgenden Jahrzehnten, als der Zustrom anschwell, wiederholt und verstärkt. Während nun Zürich, Bern und vornehmlich das bernische Waadtland von armen, bedürftigen Refugianten überschwemmt wurden, öffnete Basel nur relativ wenigen auserwählten Flüchtlingen seine Tore und verdankt seinem damaligen „fürsichtigen“ Verhalten seine spätere kulturhistorische und wirtschaftliche Blüte. Die Mischung unserer alteingesessenen Bürgergeschlechter mit jenen zielbewußten, energischen und zumeist durch eine lange Leidenschule gestählten Fremden, die um des Glaubens willen Heimat, Familie, gesicherte Verhältnisse verlassen und sich einem ungewissen Schicksal ausgeliefert hatten, vermochte ein Geschlecht zu zeitigen, das zum Aufbau von Industrie und Gemeinwesen gleich befähigt war.

Wir unterscheiden drei Etappen der Einwanderung. Schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzten die Verfolgungen der evangelischen Gemeinden in Frankreich ein, aus denen die großen Religionskriege erwuchsen, welche das Land verwüsteten und schließlich eines großen Teils seiner besten Bürger beraubten. Waren vor der mörderischen Bartholomäusnacht schon vereinzelt Flüchtlinge in Basel angekommen, so erschienen sie nach derselben in großer Zahl. Zu den ersten gehörte Johannes Bauhin aus Amiens. Durch die Lektüre des 1532 erschienenen neuen Testaments, das Erasmus in der griechischen Ursprache herausgegeben hatte, wurde er auf die großen Abweichungen der katholischen Kirche von der Lehre

Christi und der Apostel aufmerksam gemacht, trat zum reformierten Glauben über und kam nach vielerlei Verfolgungen 1541 nach Basel. Die Nachkommen dieses glänzenden Arztes haben zum Ruhm unserer Hochschule nicht wenig beigetragen. Volle 200 Jahre hat sich der medizinische Beruf in der Familie Bauhin vom Vater auf den Sohn weitergepflanzt. 1563 weilte Pierre Ramus, Sprachgelehrter und Mathematiker, der dann in der Bartholomäusnacht erdolcht worden ist, in Basel. Einige Jahre wohnte auch Ludovic Demoulin de Rochefort, der ehemalige Leibarzt der Königin Mararethe von Navarra, Schwester Franz I., in unserer Stadt. Rochefort, ein feinsinniger Kunstkenner, hinterließ seine bedeutende Sammlung von Münzen und Medaillen dem Basilius Amerbach, dessen Kunstkabinet den Grundstock unseres heutigen Kunstmuseums bildet. Am 19. Oktober 1569 wurde Johannes Battier aus Genf als Bürger aufgenommen. Im gleichen Jahr kaufte er sich in die Safranzunft ein. Sein Bruder, Jakob Battier, Seidenkrämer aus St. Saphorin, erwarb sich 1573 Bürgerrecht und Safranzunft und wurde 1577 mit seinem Bruder Mitglied der Schlüsselzunft. Nach der Bluthochzeit verstärkte sich der Zudrang der Flüchtlinge. Die Familie des so schmählich ermordeten Führers der Protestanten, des Admirals Coligny, hat um vorübergehende Aufnahme, die ihr auch gewährt wurde. Ein Jahr später folgte Prinz Henry de Condé, Sohn des in der Schlacht bei Jarnac gefallenen Louis de Bourbon, damals Chef général des Réformés de France. Auch in den Kämpfen der folgenden Jahrzehnte hat sich die Kolonie der flüchtigen Franzosen nicht unwesentlich vermehrt.

Die zweite Etappe der Zuwanderung fällt in die Zeit des dreißigjährigen Krieges. Sie brachte die reichsten und tüchtigsten Leute, die, empfohlen durch ihre Vorgänger, leichter aufgenommen wurden, sich bald zurecht fanden und in ihrem Exil Wurzel schlugen. Die letzten Flüchtlinge erschienen nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes 1685, die den Reformierten die 1598 von Heinrich IV. zugestandenen Rechte wieder

nahm, sie aus der Armee austrieb und von allen öffentlichen Ämtern ausschloß. Die Auswanderung wurde verboten, die Grenzen wurden bewacht. Dennoch gelang es vielen, zu fliehen und sich unter fremden Glaubensgenossen eine neue Heimat zu suchen. Mit ihnen verlor Frankreich eine große Zahl seiner fähigsten Untertanen, die ihre Kräfte fortan andern Gemeinwesen zur Verfügung stellten. —

Die größte Anzahl der Flüchtlinge kam nicht direkt nach Basel, sie ließen sich zuerst an der Grenze, vornehmlich in Markkirch, Frankental oder Colmar nieder; erst als sie jegliche Hoffnung aufgeben mußten, jemals wieder in ihre alte Heimat zurückzukehren, wandten sie sich der Schweiz zu. Markkirch war damals ein blühender Ort, von strebsamen, vermögenden Leuten bewohnt. Der dreißigjährige Krieg mit seinen verheerenden Folgen setzte den Einwohnern hart zu, sodaß viele auswanderten. Ähnlich erging es Colmar, das an seinem evangelischen Glauben trotz aller Bedrängnis festhielt, bis die Erfolge Sullys und Wallensteins das Städtchen österreichisch werden ließen und damit auch das Schicksal der Reformierten besiegelten. Obwohl die Schweden, als sie sich 1632 Colmars bemächtigten, auch sofort ihren Glauben einführten, nahmen sie die als Calvinisten geflüchteten Familien nicht mehr an, erschien ihnen doch der Calvinismus beinahe ebenso verdammenswert wie die Lehre der katholischen Kirche.

Über einige der zu jener Zeit eingewanderten Geschlechter, die Sarasin, Debary, Bernoulli ist eingehend geschrieben worden, weniger vielleicht über die nachfolgend zu Erwähnenden. So wurde, um chronologisch vorzugehen, am 12. September 1582 Peter Roche oder Roschet, Passementer aus Lausanne, Bürger von Basel und kaufte sich im selben Jahr auch in die Safranzunft ein. Er stand wohl kaum mit dem 1616 das Bürgerrecht und die Safranzunft erwerbenden Peter Roschet aus Savoyen in näherer Beziehung. War der erste Passementer-geselle, so gehörte der letzte einer Materialisten- oder Speziererfamilie an. Ihm folgte am 2. März 1631 als Bürger

ein Nikolaus Roschet, ebenfalls Materialist aus Savoyen, der zu Safran zünftig wurde. Denselben Beruf übte Jakob Miville, gewesener Bürger von Colmar, aus, der 1616 schon in das Bürgerrecht und die Safranzunft aufgenommen wurde. In erster Ehe war er mit Veronica Socin, in zweiter mit Maria Noire vermählt. Zehn Kinder entsprossen diesen Verbindungen. Von einem Johann Jakob Miville lesen wir: „War verrückt, kam kurz vor seinem Tode wieder zum Verstand.“ Der Materialistenberuf scheint ein typisches Refugianten-gewerbe gewesen zu sein, das rasch aufblühte, wohl in Folge der sich entfaltenden Seidenfärberei. Martin Duvoisin, Krämer und Passementer von Marny, wird 1593 Bürger und safranzünftig. 1596 erscheint Nikolaus Passavant aus Lureuil, der zwei Jahre zuvor mit seinen beiden Söhnen in Basel angekommen war, als Bürger; in demselben Jahr kaufte er sich als Barchentweber und Passementer in die Safranzunft ein. 1604 wurde er auch Mitglied der Weber- und Schlüsselzunft. Es folgen die de Lachenal, Samuel de Lachenal wurde 1615 vom Rat „auß Gnaden auf und angenommen“. 1628 erwarb Hans Franz Wippert (Wybert) mit seinen Söhnen Hans Franz und Jakob, Bürgerrecht und Safranzunft „sampt seiner Frau, doch ohne die Kinder Johann und Appolonia“. Er war vermählt mit Esther Dienast, der Tochter des 1607 von Strassburg nach Basel gekommenen Johann Denais oder Dienast. Hans Franz Wippert mit seiner großen Familie und Verwandtschaft führte eine Seidengarn-Großhandlung mit eigener Färberei. Wie wir auch bei andern Refugianten sehen werden, hatte er bald mit der Bürgerschaft, die seine Geschäftstüchtigkeit fürchtete, Streit, wobei ihm vorgeworfen wurde, er disponiere nur und arbeite nicht mit eigenen Händen. Peter Fattet, Handelsmann, erwarb das Bürgerrecht „sampt seiner Frau und seinem jüngsten Kind Johannes, aber ohne die Kinder Judith, Peter, Alma, Sofia und Elisabeth.“ Einige Jahre später als Peter und sein Bruder Ulrich stellten sich auch die Legrand ein, ferner Peter und Jacob Raillard, Tobias Christ,

Rürschner und Bierfieder, und die vornehme Familie Chierry, von der 6 bis 7 Haushaltungen mit zahlreichen Kindern anlangten. Im Jahre 1643 bat ein Tabakmacher, Mongin Piergot von Daumartin in Lothringen, um das Bürgerrecht. Die Erkenntnis des Rates lautete: „Weil man dieses Handwerks allhier nicht bedarf, so ist er zum letzten Mal abgewiesen“. Unzählige Flüchtlinge strömten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes in Basel zusammen, wurden aber nach genossener Gastfreundschaft und Hilfeleistung nach Deutschland abgeschoben und fanden endlich beim Kurfürsten von Brandenburg dauernde Zuflucht. In einem Dankschreiben an die reformierten Kantone, worin sie die erlittenen Verfolgungen schildern, danken sie in rührender Weise für die in der Schweiz erfahrene liebevolle Aufnahme und Hilfe, „die allzeit durch die ganze protestierende Christenheit solle gerühmt werden“, und legen ihre Not den schweizerischen Glaubensbrüdern ans Herz.

Die zugewanderten Refugianten brachten ihre Gewerbe mit sich ins Exil. Eine rasche Blüte, aber auch endlose Streitigkeiten mit den zünftigen Handwerkern folgten. So trug sich Marco Perez, ein spanischer Jude, der Protestant geworden und aus Holland eingewandert war, mit dem Gedanken, Basel zum Großhandelsplatz zu machen, stieß jedoch auf den energischsten Widerstand der Handelszünfte, die nicht nur Perez' Großzügigkeit nicht zu würdigen vermochten, sondern ihm sogar den Detailhandel verboten. Denn während die Basler Kaufleute ihre Waren durch Zwischenhandel erhielten, verschaffte sich der reiche Perez dieselben vermöge seiner Verbindungen aus erster Hand und vermochte sie deshalb billiger loszuschlagen. Seine Idee war es auch, nicht nur den Handel zu beleben, sondern auch die Seidenindustrie mit fremden Arbeitern einzuführen. Jedoch nicht dem unternehmenden Perez, sondern italienischen Flüchtlingen verdankt Basel diesen neuen Erwerbszweig. Stefano Pellizari, aus einer vornehmen, betriebsamen lombardischen Refugiantenfamilie stammend, von der einige Angehörige 1573 eingewandert waren, richtige In-

dustrielle, wie wir sie heute bezeichnen würden, trug sich mit dem Gedanken, neben seiner Seidenweberei mit eigener Färberei auch einen Großhandel einzurichten. Indem er sich darauf stützte, daß die italienischen Städte zumeist durch die Seidenindustrie zu Reichtum und Ansehen gekommen seien, wollte er Ähnliches in Basel versuchen. In seiner Spinnerei sollten so viel als möglich einheimische Kräfte beschäftigt werden, auch Kinder beiderlei Geschlechts, die in einem großen Gebäude zusammen leben und arbeiten sollten und die mit sechs Basen Lohn wöchentlich ihre Eltern zu unterstützen im Stande wären. Ferner wollte Pellizari als Hausindustrie das Weben von Seidenstoffen einführen und nur ansässige Arbeiter dazu verwenden. Als einzige Bedingung für all die Vorteile, die Basel zu Wohlstand bringen würden, verlangte er, daß man keinem weiteren Seidenfabrikanten das Bürgerrecht gebe. Doch die Basler, erschreckt durch die neuen, ungeheuerlichen Ideen, die der damaligen Zeit weit vorausseilten, lehnten das Begehren des unternehmenden Mannes ab. Ihm aber verdankt Basel in erster Linie die Einführung der Seidenindustrie.

Französischer Dionier auf diesem Gebiet ist Antoine Lescaille aus Bar-le Duc. Ein ruheloser, fanatischer Mensch, zuerst Mönch, dann zum Protestantismus übergetretener Kaufmann, kam er 1573 mittellos nach Basel. Mit demselben Eifer, mit dem er seine zeitweiligen religiösen Ideen verfocht, betrieb er seine Geschäfte, eröffnete, nachdem er sich in die Safranzunft als Samtweber und Passementer eingekauft hatte, einen Laden und wurde bald Ältester der französischen Kirchengemeinde. Obwohl ein ausgezeichnete Handwerker und Geschäftsmann, verbohnte er sich in unfruchtbare religiöse Grübeleien, sodaß er, bei seinen Gemeindegliedern unmöglich geworden, Basel zu verlassen genötigt war. Er ließ sich in nächster Nähe, in Häfingen nieder, trat aber bald wieder zum katholischen Glauben, von dem er ausgegangen war, über. Der schon genannte Martin Duvoisin, der für sich und seine Familie eine Passementerwerkstatt einrichtete, ist dadurch bekannt, daß er auf einer Ge-

schäftsreise nach Luzern 1608, in Sursee gefangen gesetzt und als Reker hingerichtet wurde.

Neben dem Großhandel und der Seidenindustrie brachten die Refugianten auch andere Gewerbe zur raschen Blüte. So beklagten sich die Hutmacher, die Fremden hätten sie ruiniert, indem sie die feinen Hüte einführten; kein Mensch trage mehr die altgewohnten Baslerhüte, sondern ziehe hoffärtige französische Kopfbedeckungen vor. Auch die Stricker, die Wollweber und die Gerber wurden nicht müde, die neue Konkurrenz anzuschuldigen, daß sie zur Übersetztheit des Handwerks führe. In Wirklichkeit aber war das Steigen der Preise, worüber so geklagt wurde, nur eine gesunde Folge des Aufblühens von Handel und Gewerbe. Dennoch beriet man jahrzehntelang unverdrossen, wie die Welschen am besten lahmgelagt und ausgeschlossen würden, damit man wieder zur altgewohnten Ruhe und Beschaulichkeit zurückkehren könne. Noch sind zwei Erwerbszweige zu nennen, die Papierfabrikation und die Druckerei. Der Ruf der letzteren war im Schwinden begriffen und wurde von den Elzeviren übernommen. Jedoch die Papierherstellung fand fruchtbaren Boden, wenn sie auch zeitweise der hohen Lumpenpreise wegen nicht recht gedeihen konnte und man sich auf feine Schreibpapiere verlegen mußte, die bald in allen Ranzleien verwendet wurden.

Der Zweck dieser Arbeit soll aber nicht sein, die Steigerung und Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens zu schildern, vielmehr den Einfluß desselben auf die Kultur. Als erste Folge der Zuwanderung sind wohl die unerquicklichen Zänkereien zwischen den Zünften und den neueingebürgerten Flüchtlingen zu verzeichnen, Streitigkeiten, die von dem engen Geist der Basler zeugen, der sich vielfach noch in einer mittelalterlichen Gebundenheit befand. Was irgendwie über die Kompetenzen der Zünfte hinausging, wurde aufs energischste verurteilt und bekämpft. In echt kleinstädtischer Weise beargwöhnte man alles Fremde, stets befürchtend, man möchte aus dem bisherigen, fast schematisch geruhnsamen Leben herausgerissen werden. Die

Refugiantenfrage hat den eingerosteten Bürgerfönn jäh aufgerüttelt und war von höchst heilsamer Wirkung, wenn sie auch zur Auflösung des althergebrachten Gemeinempfindens führte, was für die Kultur der Stadt nur von Nutzen war. Es spielte sich hier der erste Kampf gegen die Mechanisierung der Arbeit ab, die heute das ganze Wirtschaftsleben zu ruinieren droht. Wir leiden unter der überreichen Ernte jener Saat, die schon die Handwerker damals auszurotten suchten. So wurden denn die Refugianten auf die Klagen über Kompetenzüberschreitungen und Übervorteilung hin gebüßt, mit Restriktionen lahmgelegt. Pierre Thierry, der eine große Seidenhandlung eröffnet hatte und auch im Amdlauerhof eine eigene Färberei betrieb, löste sich von allen Verpflichtungen, um nach eigenem Gutdünken seine Geschäfte zu fördern. Großes Entsetzen darüber in den Zünften, die Thierry beschuldigten, er verderbe die Preise und opfere seinem persönlichen Nutzen das Wohl der Allgemeinheit. Der Rat büßte ihn mit einer empfindlichen Geldstrafe und befahl ihm, die Färberei zu schließen, da er doch nicht selbst mitarbeite, sondern nur dirigiere. Thierry ließ sich nicht einschüchtern, sondern beschloß nur, für den Export zu färben, und um nicht mit seinen unzufriedenen Mitbürgern zu konkurrieren, verlegte er sich auf das weniger bekannte Schwarzfärben. Neue Anfeindungen folgten, bis schließlich die Auflösung der Fabrik gefordert wurde. Ähnlich erging es Jacques Thierry mit den Gerbern, die ihm vorwarfen, er verarbeite mehr als die erlaubte Zahl von Häuten, beschäftige zu viel Arbeiter und kaufe auf eigene Rechnung ein. 1643 wurde ihm dies verboten. Unbekümmert arbeitete er auf seine Weise weiter, bis er beschuldigt wurde, er habe die ganzen Häutevorräte an sich gerissen und das Gewerbe ruiniert. Dies erscheine um so unerträglicher, als er eigentlich Franzose und somit Revolutionär sei, der sich glücklich schätzen sollte, in einer Stadt Zuflucht und Aufnahme gefunden zu haben, die für ihre Gesetze und ihre Gerechtigkeit überall gerühmt werde. Die Anfeindungen gingen so weit, daß Thierry sich endlich unterwarf. Was die Basler an ihren

neuen Mitbürgern am wenigsten ertrugen, war die Tatsache, daß diese mit größern Kapitalien als sie arbeiteten, daß sie einander beistanden, obwohl verschiedenen Zünften angehörend, ferner daß sie die Zahl der erlaubten Arbeiter überschritten, und daß sie aus erster Hand, ohne Zwischenhandel, einzukaufen imstande waren. Es dauerte lange, bis die Basler einsahen, daß „travailler à la Française“ gleichbedeutend war mit ungehemmter industrieller und wirtschaftlicher Entwicklung und Fühlungnahme mit dem Weltmarkt. Die Kapitalwirtschaft setzte ein, und als unfreiwillige Folge der Mechanisierung der Arbeit entwickelte sich ein unbekanntes Element im Wirtschaftsleben, die Arbeiterklasse, was wiederum zu endlosen Divergenzen und bisher unbekanntem Fragen führte. Der Kampf der Bürger gegen diese neue Einstellung dürfte verglichen werden mit dem heute so aktuellen Vorgehen der Gewerbetreibenden gegen die großen Gesellschaften und Warenhäuser.

War es das Leidvolle ihrer gemeinsam erlittenen Verfolgungen, das die Emigranten, die Vaterland, Familie, Haus und Geschäft um ihres Glaubens willen verlassen hatten, näher zusammenbrachte oder das Bewußtsein, an den fremden Wohnorten nur geduldet zu sein, sich erst bewähren zu müssen, um als zu dem Ganzen gehörig angegliedert zu werden: jedenfalls war das Zusammenschlußbedürfnis ein großes, ähnlich demjenigen der ersten Christen, die, je mehr sie verfolgt wurden, um so enger sich verbanden. 1569 hat Marcus Perez beim Räte um Erlaubnis, Gottesdienste in französischer Sprache abhalten zu dürfen, was aber zu energischem Widerstand, besonders bei der Geistlichkeit führte. Johannes Fueglin, Pfarrer zu St. Leonhard, donnerte am 2. Juli 1569 von der Münsterkanzel herunter. Gegen die Einführung des Seidengewerbes habe er keine Bedenken, sondern möchte selbiges eher empfehlen, aber vor sonderbaren Versammlungen mit französischer Predigt glaube er warnen zu müssen. Die Welschen und Niederländer, wiewgleich sie dem Papsttum abgesagt, gingen doch mehrteils mit seltsamen Phantasien, welche unserer Konfession nicht ge-

mäß wären, sobald sie einmal an einem Ort erwarnten. Die jungen Bürgerjöhne würden schon um der Sprache willen solche Konventikel besuchen, wobei zu besorgen, daß sie Gift bekämen, und mit der Zeit Disputieren, Libellieren, Zank und Hader unter uns entstände, wie das anderwärts auch geschehen. Der gemeine Mann habe schon jetzt den Verdacht, wie dann erst, wenn sie durch Kirchgang und Brauch des Abendmahles sich von den andern absonderten!“ Die Anwesenheit der Familie Coligny sowie des Prinzen von Condé bewog jedenfalls den Rat, die gewünschten gottesdienstlichen Versammlungen mit französischen Predigten wenn auch nur ungern, zu gestatten, obwohl die Geistlichkeit nicht einverstanden war und nach der Abreise der hohen Gäste darauf drang, daß die Franzosen gezwungen würden, am allgemeinen deutschen Gottesdienst teilzunehmen. Als der Rat auf dies Verlangen nicht einging, wurde festgesetzt, daß die Refugianten jeweils den deutschen Morgenpredigten beiwohnen sollten, ihnen dann gestattet werde, einen französischen Abendgottesdienst abzuhalten. Der Rat, befürchtend, es möchten ernstliche Spaltungen innerhalb der protestantischen Kirche eintreten, gab zögernd die Erlaubnis zu den gewünschten Versammlungen, die zunächst in einem Privathaus stattfanden. Das Abendmahl jedoch, Taufen, Einsegnungen mußten in der deutschen Kirche stattfinden. Später wurde das gemeinsame Abendmahl nur auf hohe Festtage beschränkt, und die Kinder durften von dem französischen Geistlichen getauft werden, allerdings nur in Gegenwart eines deutschen Amtsbruders. Nach 1588 wurde der theologische Hörsaal des Collegiums für die gottesdienstlichen Handlungen benützt. Dr. Felix Platter begrüßte im neuen geräumigen Betsaal die Gemeinde, die sich beim Abendmahl des Brotes statt der allgemein üblichen Hostie bediente. 1614 siedelte sie in die Predigerkirche über. Dem Verlangen des Antistes, daß die französische Kirche nach dem Beispiel der deutschen Leichenpredigten einführen müsse, widersetzten sich die Refugianten, sie baten, man möchte sie doch bei ihrer altgewohnten Einfach

belassen, es sei nicht im Sinn ihrer Verstorbenen, sie über Gebühr zu loben.

Sechs Älteste, das Konsistorium, standen der Kirche vor; sie wählten die Geistlichen und ließen die Ernennungen von den Familienoberhäuptern bestätigen. Aus Steuern, die sie sich freiwillig auferlegten, wurden die Kosten bestritten. Man gab freudig, Vermächtnisse und Vergabungen flossen reichlich. Nach 1699 unterstützte auch der Rat die französische Kirche, erst durch Überlassung einer Amtswohnung für den Pfarrer, dann durch eine Gehaltszulage von sechs Saum Wein und sechs Viernzel Korn aus dem Kirchengut. Nicht gern wurde gesehen, daß die Söhne aus den angesehenen Familien dem französischen Gottesdienst beizuwohnen pflegten, um, wie sie sagten, ihre rauhe und grobe Aussprache des Französischen zu verfeinern und sich eine größere Eleganz in den Redewendungen anzueignen.

Es ist interessant, an Hand der alten Kirchenbücher und Taufregister nachzuweisen, wie sich die neuen Bürger verhielten, ob sie sich mit den Töchtern ihrer französischen Freunde und ehemaligen Leidensgenossen vermählten, ihre Kinder in der französischen Kirche taufen ließen oder sich vollständig in ihrer neuen Heimat einlebten. So erfahren wir, daß Peter Roschet in zweiter Ehe mit Elisabeth Philipp vermählt war und das älteste Kind zu St. Peter, die übrigen in der französischen Kirche taufen ließ. Jakob Miville ließ seine fünf Kinder erster Ehe, zu St. Martin, diejenigen zweiter Ehe zu St. Peter aus der Taufe heben. Martin Duvoisin, zuerst mit Maria Bolier, dann mit Barbara Heizmann vermählt, taufte seine acht Kinder zu St. Peter und St. Leonhard; dasselbe tat Nikolaus Passavant. Jacques Wibert, der Anne Triponet und sodann Elisabeth Arden zu Frauen hatte, ließ seine zehn Kinder in der französischen Kirche taufen und brachte es in der Folge zu der stattlichen Anzahl von vier Gattinnen. Die Nachkommen seines Bruders Hans Franz, dessen Gemahlin dem elsässischen Geschlecht Dienast entstammte, heirateten in die besten Refu-

giantenfamilien, so ehelichte seine älteste Tochter Hans Franz Passavant; Apollonia, die jüngere den Jacob de Lachenal; sechzehn Kinder entsprossen dieser Ehe. Der jüngste Sohn wählte sich eine Lebensgefährtin aus der gut baslerischen Familie Eckenstein. Peter, sowie Ulrich Fattet, erster mit Monica, letzterer mit Elisabeth Miville vermählt, sandten ihre zahlreichen Kinder in die französische Kirche zur Taufe, indeß Peter Raillard aus Markkirch, 1641 Bürger und safranzünftig, der sich mit Susanna Miz verheiratete, seine zehn Kinder zu St. Martin und St. Peter taufen ließ. Abraham Legrand, der Sohn des aus Tournay eingewanderten Daniel Legrand, ehelichte Margarete Eglinger. Von ihm wird berichtet: War Kaufmann, Sechser zu Safran, des großen Rats, 1685 Beisitzer des Stadtgerichts in Klein-Basel. Starb 1710 liegt im Kreuzgang des Münsters, wo sein Grab noch zu sehen ist.“ Johannes Battier, Seidenkrämer aus Lyon, der 1569 das Bürgerrecht, die Safran- und Schlüsselzunft erwarb, in erster Ehe mit Anna Bauhin, dann mit Claudia Carrey verheiratet, ließ seine zehn Söhne und Töchter zu St. Martin taufen. Daß die meisten dieser Refugiantenkinder in den Taufregistern der deutschen Kirche eingetragen sind, ist dadurch zu erklären, daß, wie schon erwähnt, Taufen und Abendmahl nicht in der französischen Kirche durften abgehalten werden.

Nun wäre noch die Frage aufzuwerfen, wie lange es dauerte, bis diese neu aufgenommenen Geschlechter, von denen manche ausgestorben sind, sich völlig in Basel einlebten und aller Rechte der alteingesessenen Bürger teilhaftig wurden. Durch Einheiraten in Baslerfamilien änderte das französische Element verhältnismäßig rasch seinen Charakter, sodaß Mitte des 17. Jahrhunderts wenigstens die ältern Emigrantenfamilien sich beinahe vollständig assimiliert hatten und auch langsam in die bürgerlichen Ämter vorrückten. So heiratete schon die erste Baslergeneration der 1622 eingetroffenen Familie Bernoulli, Spezierer und Großhändler, in das damals führende Spezierergeschlecht Frey, die nachfolgende Generation

verband sich mit den Bankiers und Spediteuren Schönauer, die dritte heiratete ins Stadtre Regiment und erst die vierte trat in die intellektuellen Kreise ein, indem sich ein Bernoulli mit der Tochter des Universitätsprofessors König vermählte.

Sehen wir die Ratsbücher durch, so finden wir kaum vor der Mitte des 17. Jahrhunderts Refugiantennamen unter den Ratsgeschlechtern; nur Sebastian Bauhin ist als Ratsherr eingetragen, die Bauhin jedoch gehören zu den frühesten Emigranten. 1670 sind Hans Jacob Battier, Nikolaus Bernoulli, 1685 Peter Roschet, einige Jahre später Peter Sarasin sowie Peter Raillard als Ratsherren verzeichnet, 1686 Dietrich Forcart als Zunftmeister. Um die Jahrhundertwende 1700 sind die Namen Forcart, Battier, Sarasin, Raillard, Bernoulli, Legrand, Roschet, Debary, Passavant in Rat, Gerichten und Zunftvorständen vielfach vertreten, somit den ältesten Baslergeschlechtern gleichgestellt, und wenigstens äußerlich ist die Einbürgerung vollständig vollzogen.

Wurde zuvor kurz auf den wirtschaftlichen Einfluß der Refugianten eingegangen, so fragen wir uns nun, was denn die neuen Bürger an französischem Kulturgut sonst noch mitbrachten, und wie sich dieses auf dem Gebiete des täglichen Lebens, in Häuslichkeit, Sitten und Gebräuchen auswirkte. Jedenfalls fanden die ersten Flüchtlinge ein noch fast mittelalterliches Basel vor, das von der Beschreibung des Aneas Silvius, des späteren Papstes Pius II., aus dem Jahre 1434 wenig verschieden war. Er schreibt: „Das Dach mancher Kirchen strahlt von verschiedenfarbig zusammengesetztem Glas; wenn die Sonne darauf scheint, gibt das einen wunderbaren Glanz. An vielen Privathäusern findet sich etwas ähnliches, sodaß einer, der von der Höhe auf die Stadt herabsieht, einen herrlichen Anblick der verzierten Dächer haben muß. Sie sind übrigens sehr steil, um nicht etwa durch allzu großes Gewicht aufgehäufter Schneemassen gefährdet zu werden. Hoch auf den Giebeln aber haben sich die Störche festgesetzt, dort nisten sie und ziehen ihre Jungen auf, und hier ist ihre liebste Heimat.

Niemand fügt ihnen ein Leides zu, sie können frei kommen und gehen, denn bei den Baslern heißt es, wenn man den Störchen ihre Jungen wegnimmt, so werfen sie Feuer in das Haus, und in dieser Furcht lassen sie die Vögel unbehelligt. Die Häuser der Vornehmen sind sehr geschickt eingeteilt, und so schön gehalten und fein, wie es in Florenz nicht besser ist. Sie sind alle getüncht, vielfach auch bemalt, die einzelnen Häuser haben Gärten, Brunnen und Höfe. Warm und trocken sind ihre Eß-, Wohn- und Schlafzimmer mit Glasfenstern; Wände, Decken und Boden mit Fichtenholz. Und dort singen viel Vögel, durch die Wärme vor Winter und Kälte geschützt; sie zwitschern zu hören macht einen lieblichen Eindruck. Viel Aufwand treiben sie mit Teppichen und Gobelins. Die Tische schmücken sie mit viel Silberzeug.“ — — — Aber eng und winklig waren diese Häuser doch, lebensgefährliche Wendeltreppen verbanden die Stockwerke. Man war bescheiden, auch die vornehmen Bürger begnügten sich mit den alten Gebäulichkeiten, die sie höchstens durch einen primitiven Ausbau erweiterten. Das Bedürfnis, Stand und Ansehen nach außen hin zu dokumentieren, fehlte, höchstens daß man die Fassade des Hauses bunt bemalen ließ oder schöne Wappenscheiben anbrachte. Das auf dem Staatsarchiv aufbewahrte historische Grundbuch unterrichtet uns in glücklicher Weise über Besitz und Besitzwechsel dieser alten Wohnstätten, sodaß wir nachzuweisen imstande sind, wo einzelne Refugiantenfamilien wohnten. Wir sehen sie da vorüberziehen, die alten Bürgergeschlechter und die neu dazugekommenen als Bewohner der heute noch vielfach bestehenden Häuser, und selten beschleicht einen das Gefühl der Vergänglichkeit in ähnlicher Weise, wie bei der Durchsicht dieser Blätter. Trocken, sachlich melden sie Kauf, Besitz, Bevormundung vaterloser Kinder, Wiederverheiratung von Wittwen, durch Frönung die Unbeständigkeit des Wohlstandes. Dennoch möchte man nur zu gern mehr wissen, möchte eindringen in die Geheimnisse des Innern, in die Räume, von deren Ausgestaltung die Beschreibbüchlein, d. h. die Inventaraufnahmen bei Erbschaften,

Einiges ahnen lassen. In dürren Worten stehen all die Schätze, die den Stolz der Besitzer bildeten, aufgezeichnet, die Möbel, Bilder, Bücher, das Silbergerät, der Hausrat, wie er uns zum Teil anschaulich im historischen Museum vor Augen geführt wird.

So meldet uns das historische Grundbuch, daß „am 30. Januar 1591 Hans Jacob Wenz und seine Frau Margarete Mentelin verkauften an Anthoni Lescaille, dem Passamentmacher, das Haus und Hofstatt am Kornmarkt, einerseits neben dem Zunfthaus zum Weinleuten, anderseits neben dem Haus zum kalten Keller gelegen, stoßt hinten an Ludwig Meigern des Raths und zum Salmen genannt ist.“ 1598 verkauft Anthoni Lescailles Ehefrau das Haus an Hanns Rudolf Faesch. — Über das Haus zum Gold ist folgende ergötzliche Schultheißenurkunde vorhanden, „14. April 1575. Her Gregorius von Kilch, Bürger zu Basel und Chrischona Pfyfferin seine Ehefrauw verkaufen den Herrn Hansen und Jacoben Bastier, Gebrüdern und Kauflüthen zu Basell, und Anna und Maria Bauhin ihren Eheweibern, ein Huß, Hof und Geseß sampt zwei hindern Hüßern, Stallung, deßgleichen zweyen Höfflinen, wie die mit aller Gerechtigkeit und Zubehördt hinder einander in der Stadt Basell, gegen der Mezg über gelegen, einßyts neben dem Huß zum Arm, andersyts dem Huß zum Rebstock, und zum Goldt genannt ist, stoßt hinten mit zwei Abgengen an St. Martins-Gesplin, der ein Abgang an das Gesplin, der ander an den gemeinen Gang, so vom Richthuß an vermeldt Gesplin godt.“ Zwei Jahre später wurden die beiden Brüder Johann und Jakob Battier „verfessener Zinsen“ wegen gefront, was davon zeugt, daß Fortuna den neuen Bürgern nicht immer hold war, und daß die Geschäfte allerlei Krisen durchmachen mußten. 1685 verkaufen die Erben des Hans Jakob Battier die Behausung zum Gold an Hanns Franz Sarasin. Daß die Battier sich schon 1610 in dem damals vornehmen Wohnquartier am Nadelberg eingekauft hatten, ersehen wir daraus, daß das damals dort gelegene

Haus 553 „Battierenhof“ genannt wird. 1624 will Hanns Jakob Battier an seinem Wohnhaus zum schönen Engel genannt „etwas zubauen und dasselbe höher aufführn“. Einige Jahre später kaufte er von seinem Nachbar Melchior von Bärenfels einen „Stelzer“ oder ein Eck von dessen Besizung; 1649 aber wird der Engel wegen 4000 Reichstaler, die Hanns Jacob Battier dem Bürgermeister Johann Rudolf Faesch schuldet, gefrönt.

Die Wibert ließen sich in der St. Johannvorstadt nieder, und zwar waren sie Besitzer einer stattlichen Anzahl von Liegenschaften. Die Seidenfärber siedelten sich mit Vorliebe am Rhein oder am Birsig an. 1642 beabsichtigte ein Herr von Erlach aus Ensisheim, dem Johann Franz Wiberten seine Behausung abzukaufen. „Ich“, schreibt er, „ersuche um Bewilligung dazu, sowie Befreiung von der Wacht und andern Lasten und um die Zusicherung, daß ich das Haus ohne Abzug wieder verkaufen kann“. Ein Auszug aus dem Ratsprotokoll meldet: „Bewilligt, jedoch soll das Haus nur an eine uns genehme Person verkauft werden“. Der Handel kam jedoch nicht zustande. Erst sechs Jahre später findet Hanns Franz Wibert einen Käufer für seine „Behausung und Hoffstaat sampt Garten darhin, die in St. Johannvorstadt neben der Gesellschaft zur Mägd gelegen und das Klösterlein genannt wird“. Über die größte Anzahl von Liegenschaften verfügte die unternehmungslustige, arbeitsame Familie Thierry. Mit der Bürgerschaft und den Zünften lebte sie in beständigen Mißhelligkeiten, indem sie sich gegen jede Hemmung auflehnte, sich nicht unterwerfen wollte, aber schließlich doch nachgeben mußte. Basel verdankt der Zielbewußtheit, mit der verschiedene Glieder des weitverzweigten Geschlechts alle ihre Neuerungen verfolgten und durchführten, manche Befruchtung des Wirtschaftslebens. Wir finden im historischen Grundbuch eine Aufzeichnung, daß „Paulus Thierry innamen seines Bruders Peter Thierry und übriger weiland Abel Cornisiers sel. Erben. verkauft an Nikolaus Roschet Handelsmann die Behausung Hoffstatt

zum Kirschenbaum genannt, auf dem Blumenplatz, einseits neben Caspar Battieren, anderseits dem Haus zur Laterne gelegen". 19. September 1640. „Herr Jacob Birrman der Goldschmied als Vogt, weiland Hr. Mathey Foillets, des Goldarbeiters sel. Kinder, hat zu kauffen gegeben, Hr. Daniel Chierry dem Goldarbeiter und Burger allhier, eine Behausung und Hoffstatt by St. Urbansbrunnen neben Herr B. Heizmann dem welschen Predikanten.“

Peter I Chierry, der Knopfmacher, kauft 1641 das Haus zum Hirzburg. Sein Sohn, Peter II erwirbt 1645 „die Behausung zum goldenen Münz sampt dem hindern Fuß, auf der Pfengassen neben Hr. Friedr. Kochen, genannt Essig, hinten mit dem Aufgang auf St. Martin Kilchhof stoßend“. Peters Bruder, Franz, ist 1643 Besitzer der „Behausung und Hoofstaat zum alten Safran am Rindermarkt“. Derselbe Herr Franz Chierry, „der Seidenhändler und Bürger zu Basell“, erhält von den Meistern der Zunft zum „Rürffieren in der Stadt Basell“ die Erlaubnis, aus seinem Haus, so gegen den Schnabel sichtet, unter der Bedingung, daß Chierry oder die Nachkommen den Besitzer keine Gerechtigkeit machen dürfen, ein Licht durch die Mauer zu brechen. Dann kauft der umsichtige Franz Chierry von Herrn Jacob Brantmiller, beider Rechte Dr und Prof. „das ganze Höfflin, so 31 Schuh lang und 14 Schuh breit, grad hinten an Dr Brantmillers Behausung an der Hutgassen und ohnfern von sein, Herrn Chierins Haus an der Gerbergassen, so zum alten Safran genannt, wie auch demjenigen, von ihm auf heut dato erkauften Fuß, so die alte Münz genannt.“

1665 geht der Amdlauerhof, „ohnfern von dem Herberig-Berg, einseits neben Hr. Sebastian Spörlin, des Raths, anderseits neben der Elenden Herberig gelegen“ in den Besitz des Peter Chierry, des Altern über, am 7. April 1666 bittet dieser um die Bewilligung, einen Färbkessel aufzustellen. 1682 erscheint Peter Rispatch als Inhaber des Amdlauerhofs; kurz darauf wird die Besizung gefrönt und zwangsweise verkauft.

„Um nach einem wechselreichen Leben der Ruhe pflegen zu können“, kauft Peter Chierry II den Landsitz Gundeldingen. Er starb in hohem Alter 1707. In seinem Testament bedenkt er nicht nur seine Verwandten, ungezählte Patenkinder, seine Freunde, sondern auch die französische Kirche „mit fünfzig Pfund parem Gelds in Basell Wehrung“. Mit einem jungen Chierry, der in niederländischen Diensten in Batavia starb, verschwand die einst so einflussreiche Familie aus Basel.

Noch wäre Vieles zu berichten über die Wohnstätten der Emigranten z. B. wie die Erben des Jacob de Lachenal „die Behausung an der Schneidergasse, item vier und eine Jauchardten Reben und Matten sampt dem Hauslein darinnen, vor St. Johannis-Thor gegen die Schanz hinüber, einseits an dem Gäßlein, anderseits neben H. Samuel Obermeyer dem Tuchmacherer gelegen. Item eine Jauchardten Reben, Kranz und Baumgarten vor Spahlen-Thor an der mittlern Straß“, zu veräußern suchen. — Der häufige Besitzwechsel spricht deutlich von gelegentlichen Geschäftskrisen, vielfach hervorgerufen durch die immer wiederkehrenden Bevormundungen von Zünften und Rat, die ein ruhiges fortschreitendes Gedeihen nicht zuließen, sondern verfrüht zurück schnitten, was erfreulich emporzuwachsen versprach.

Neben diesen Kaufleuten und Fabrikanten, die, obwohl sie vielfach mit großen Mitteln die neuen Erwerbszweige einführten, dennoch ihre Geschäfte nur mit Schwierigkeiten betreiben konnten, sind auch ungezählte bescheidene Handwerker aus Frankreich ausgewandert. Basel verstand es, nur die Elite dieser Flüchtlinge zu behalten. Unliebsame Gäste wurden geschickt weiterdirigiert, sei es nach den übrigen Kantonen der Eidgenossenschaft, sei es nach Deutschland.

In Basel hatten die eingewanderten Handwerker einen besonders schweren Stand. Nur wenige fanden Gnade und wurden in die Zünfte aufgenommen. Diejenigen jedoch, denen es vergönnt war, sich hier niederzulassen, brachten ihre französische Handwerkskunst mit sich und verfehlten damit nicht,

unserer altväterische, durch starre, unduldsame Kirchengläubigkeit vereinfachte Lebensweise zu beeinflussen. So werden in den Beschreibbüchlein allerlei „welsche“ Dinge aufgezählt, „von der gefürnisten Betstaat uff die welsche Manier gemacht“ bis zu dem „reißtrog mit läder überzug und mit stuuz Beschlag, darinnen ein hembd mit ein welsch Kreglin“. Es ist klar, daß die reichen Refugianten sich auch in der Fremde auf ihre eigene Weise einzurichten und ihrer Häuslichkeit das französische Wesen zu bewahren suchten. So kam denn in Basel, wenn auch langsam, eine andere als die bisher gewohnte Lebenskultur auf, die sich im 18. Jahrhundert voll entfaltete und im französischen Barock ihre schönsten Blüten zeitigte.

Von eingewanderten Handwerkern aus jener Zeit sind nur einzelne bekannt, so Franz Pergo, von dem man jedoch nicht weiß, ob er wirklich als Refugiant nach Basel kam. Das Ratsbuch meldet: „Item ist Bürger worden Franz Parregod von Großbrunn, uffem Burgund, der Bildschnitzer den 22 Weinmonat 1593“. Im Dezember desselben Jahres wird er auch in die Spinnwetternzunft aufgenommen. Er verfertigte 1594 die Türverkleidung des Rathaussaales, ferner gemeinsam mit den Tischmachern Hans Walter und Conrad Geiger die Haupterstühle für das Münster, heute im historischen Museum. Dann wird ihm, ob mit Recht, ist fraglich, auch die Vertäfelung des Pfelinzimmers aus dem Bärenfelsenhof, sowie der Türaufsatz des Safranzunftsaales zugeschrieben. Jedenfalls aber hat er als erster in üppigem, französischem Formenreichtum geschwelgt. Ein anderer Handwerker aus jener Zeit ist Florian Wizig, bekannt als Ferry le Sage, Goldschmied und Seidensticker, der seit 1593 der Korporation der Goldschmiede angehört und später auch der Safranzunft. Das Bürgerrecht verlor er, weil er sich, ohne zuvor die Erlaubnis einzuholen, außer Landes begab. Er wurde sogar ausgewiesen. So bestrafte man damals einen harmlosen Ausflug ins badische Nachbarland. Ferrys Sohn, ebenfalls Goldschmied, machte seine vierjährige Lehrzeit bei Meister Peter Segesser.

Immer mehr nahmen fremde Sitten und Gebräuche überhand. Man beschuldigte die Refugianten, daß sie die sonst so einfachen, biedern Basler verderbten, indem sie dieselben zu sündigem Luxus und einer ebensolchen Lebensweise verführten. Es wurde sogar geklagt, die neuen Bürger seien stets die ersten auf dem Markt, kauften die besten Dinge ein und schädigten dadurch die alteingesessenen Geschlechter. So ermahnte denn 1593 der Rat die Refugianten und legte ihnen nahe, weder in kostbaren Mählern noch in unziemlicher Kleidung ein schädliches Exempel zu geben, sodas man von ihnen nicht sagen könne, sie seien zwar um des Evangeliums willen vertrieben, sparten aber nicht Wohlleben und Pracht. Man beschloß sogar zeitweise, keine neuen Bürger aufzunehmen, und Polizeiverordnungen verboten jeden Luxus. Die Französinnen mußten sich zwei Jahre nach ihrer Einbürgerung wie die Baslerinnen kleiden. In einer Ratsverordnung des 17. Jahrhunderts heißt es: „Um den Hochmut zu verhindern, sollte niemand täglich Rock und Baselhut tragen als die Herren des kleinen Raths, die Gerichtsherrn allein nur an ihren Sitzungen“. Den Frauen soll es frei gestellt sein, die Schauben zu tragen, bei jungen und ledigen Personen und solchen, die in die Ehe treten, sollen sie aber abgestellt sein“. Auch auf andere Gebiete erstreckten sich die Gesetze; so verbot der Bürgermeister Wettstein, daß bei den Beerdigungen lediger Knaben und Mädchen „eine übermäßige Zahl und Pracht von Kränzen und Mayen“ die Totenbahre zieren dürfe. Hoß erzählt in seiner Chronik: „Am 11. August 1634 hat Herr Jacob Bernoulli, ein 1622 ins Bürgerrecht aufgenommener französischer Kaufmann, Hochzeit gehalten mit Sebastian Günzers Tochter. Einhundertvierzig Mann waren am Kilchgang, zu Saffran die Mahlzeit an sechzehn Tischen und ist alles Gast gehalten worden. Die Braut ist über sechzehn Jahre nit alt, hat ihr der Bräutigam einen Ring in der Kirchen geben, der kostet 80 Reichsthaler. Es ist die Tochter der Tauben bey der Hochzeit gewesen, die hat mehr dann für 1000 \mathfrak{R} an ihrem Leib gehabt, auch Schuh

mit guldenen Gallunen eingefasst getragen. O, du teuflische Pracht!". Recht bezeichnend ist ein Brief der Schwiegermutter des Kaspar Bauhin, einer Frau Sabine Vogelmann aus Mompelgard. Die gute Frau scheint über den in Basler Refugianten Kreisen herrschenden Kleiderluxus orientiert worden zu sein und entriistet schreibt sie ihrer Tochter: „Ich bin glaubwirdig bericht worden, wie du die kleyder, so ich dir hab machen lassen, uff baslerische Form, uff deines Herrn befelch, enderen lassst, darob nun dein Vater zusampt mir, sehr unlustig seindt, dan wan dir dein Herr andere kleider will machen lassen, so mag ers wol für sich selbs thon und deine kleider bleiben lassen. Doch ist deines Vatters und auch mein will und endtliche meinung, du sollest bey deiner Alten Klaydung beharren und theine Andere tragen“.

Daß es zwischen den Baslern und den Refugianten manchmal zu Tätlichkeiten kam, ersehen wir aus dem folgenden Bericht aus Hogens Chronik: „Eben diesen Morgen hat Rud. Bselin den H. Passavant Gewalthaber in dem Rüdengäßlin angetroffen, denselbigen angriffen und geschlagen, auch wo H. Müllers Söhne Ihn mit in ein Hauß hineingezogen hätten, wäre er von dem Bselin erstochen worden“. Wie weit aber die Refugianten an all dem Unwesen schuld waren, ist nicht zu ergründen, kaum aber werden sie die Basler zu unziemlichen Redeweisen geführt haben. Ein Berner, Herr von Gravisseth erzählt 1658 in einer Satyre: „Beschreibung einer Reiß, so zwei Exulanten durch Heutelia getan“ folgende betrübliche Anekdote: „wie uff ein Zeit ein Rutschen voll Sibilacopolitanischer Rauff-Leuth (Basler), die von der Aloburgischen (Straßburg) Meß kamen, in einem Wirtshaus einkert hetten, da viel andere, fremde Gäst mehr gessen und da man angefangen die Speiß aufzutragen, hab der Wirt dem Hauß-Knecht eine bratene Gans geben mit Befehl, dieselbe auff der Sibilacopolitaner Tisch zu tragen, da fragte der Hausknecht, welches denn derselbig Tisch were? Der Wirt sprach, gehe nur hinein und luge welches die unverschambsten seind und am unslätigsten reden, denselben

stell die Gans vor. in dem nun der Haus-Knecht mit der Gans hienein gingen und damit nur ein wenig still gestanden und von einem Tisch zum andern geluget, ersahen die Sibilacopolitanischen Rauff-Leuth die Gans und schreyen überlaut, komm her zu uns du Hundskerl und bring her die Gans. Da gedacht so bald der Haus-Knecht bey sich selbstem, das werden gewiß die rechten sein, denen solche Gans angehörig. Stellet ihnen derenthalben solche Gans unbedenklich für, also daß demnach dahero das Sprichwort erwachsen, wenn man was grobs oder unflätiges sagen will, daß man spricht: Es gehört auf der Sibilacopolitaner Tisch."

Eine gewisse Verfeinerung der Sitten konnte somit bei den auf diese Art übelbeleumdeten Baslern nur von Gutem sein.

Was nun den Luxus anbetrifft, den man den Refugianten zum Vorwurf machte, so darf nicht übersehen werden, daß im Laufe des 17. und besonders im 18. Jahrhundert sich unter den frühern Emigrantenfamilien und den ihrem Einfluß unterliegenden höhern Gesellschaftskreisen ein größerer Aufwand in der Lebensgestaltung geltend machte. Die Freude an der Repräsentation, die die Barockzeit auszeichnete, trat in unserer Stadt im Bau von prunkvollen Wohnhäusern, in der Anlage von Gärten, in der Haltung von Pferden und Wagen, in der kostbaren Ausstattung von Räumen zu Tage. Das vermochte sich aber nur zu leisten, wer über große Mittel verfügte. Nun bedeutete für den französischen Refugianten, das heißt den Calvinisten, die Berufstätigkeit einen Teil religiöser Pflichterfüllung. Im Erfolg seiner Arbeit sah der Calvinist den sichtbaren Beweis göttlichen Wohlwollens. Aus dieser Einstellung heraus ist die unablässige, unermüdliche Tätigkeit bis ins hohe Alter hinein zu erklären, die in den meisten Fällen von materiellem Erfolg begleitet war. Vermögensverluste waren ein Zeichen göttlichen Unwillens. Man arbeitete und sparte.

Die Beziehungen Basels zu Frankreich, die schon vor der Refugiantenzeit sehr rege waren, verstärkten sich infolge des wachsenden Handelsverkehrs. Es gehörte zur Erziehung eines

Sohnes aus gutem Hause, daß er eine Lehr- oder Studienzeit in Frankreich durchmachte oder in französische Dienste trat. Alle brachten französische Lebensweise, französische Denkweise mit sich zurück, die fortan die gesamte obere Gesellschaftsschicht beherrschten.

Mögen die Refugianten den festen Grund zum französischen Einfluß gelegt haben, zur vollen Stärke erwuchs er erst im 18. Jahrhundert, als die große französische Kulturwelle Mitteleuropa überflutete.

Literatur:

- Bachofen-Merian: Kurze Geschichten aus der Bandweberei. Geschichte des uradeligen Hauses Bary. Frankfurt 1904.
Nachtrag zur Geschichte des uradeligen Hauses Bary. Von Hans Joneli. Basel 1925.
- C. A. Bernoulli: Gedenkbuch der Familie Bernoulli.
August Burckhardt: Bürgerschaft und Regiment im alten Basel. Basl. Neujahrsblatt 1910.
- A. Burckhardt und R. Wackernagel: Das Rathaus zu Basel.
L. A. Burckhardt: Die französischen Religionsflüchtlinge. Beiträge zur vaterl. Geschichte Bd. VII.
- R. F. Burckhardt: Das Basler Büffet der Renaissance. Jahresbericht des Hist. Museums 1914.
- R. F. Burckhardt: Ludovic Demoulin de Rochefort aus Blois. Jahresbericht des Hist. Museums 1912.
- Daniel Burckhardt-Werthemann: Häuser und Gestalten.
Daniel Burckhardt-Werthemann: Das Baslerische Landgut vergangener Zeit. Basler Kunstverein 1911.
- Das Bürgerhaus in der Schweiz Bd. VII.
Burtorf-Falkenstein: Basler Stadt- und Landgeschichten aus dem 17. Jahrhundert. Basel 1863.
- R. Gauß: Basilea reformata. 1930.
- Traugott Geering: Handel und Industrie der Stadt Basel. 1886.
W. S. Heß: Caspar Bauhin. Beiträge zur vaterl. Geschichte Bd. VII. Seuffelia. 1558.
- A. Huber: Die Refugianten in Basel. Basl. Neujahrsblatt 1897.
S. Joneli: Gedeon Sarasin und seine Nachkommen.
Schweiz. Künstlerlexikon Bd. II, III.

- C. Mörikofer: Geschichte der evangelischen Flüchtlinge. 1876.
 S. Mosmann: Le commerce et l'industrie à Bâle.
 Peter Ochs: Geschichte der Stadt und Landschaft Basels. 1876.
 Enea Silvio Piccolomini's Briefe. Jena 1910.
 E. Schaub: Geschichte der Familie Sarasin, Bd. I, Kap. 2: Die
 Familie Sarasin in Basel 1628 bis 1750.
 E. Schaub: Bilder aus der Sittengeschichte Basels. Basl. Neujahrs-
 blatt 1929.
 Charles Thierry-Mieg: La succession de Jean Thierry. Paris 1886
 Rud. Wackernagel: Geschichte der Stadt Basel Bd. III.

Handschriftliche Quellen:

Ratsbücher: J 4 ff.	Staatsarchiv
" L 3, 4, 5	"
" M 3, 4, 5	"
Protokolle (Kleiner Rat) 1587—1700	"
Kirchenarchiv (Taufregister)	"
Kirchenarchiv: L i. ff.	"
Gerichtsarchiv: (Beschreibbüchlein) K 13 ff.	"
Gerichtsarchiv: (Testamentenprotokolle Thierry) S. 9	"
Nachlaß Dr. Arnold Loß	"
Histor. Grundbuch	"
Spinnwetternzunft: (Handbuch) 1430—1664	"
Sozens Chronik: Mfr. VB O 84 (Universitätsbibliothek)	
Brombachsche Chronik: Mfr. VB O 88 (Universitätsbibliothek).	